Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1916-1917)

Artikel: Menschentum
Autor: Hunziker, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749230

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MENSCHENTUM

Es gibt eine Geschichte des Menschentums. Wenn wir den Inhalt vergangener Jahrhunderte in ihrem Rahmen betrachten, empfinden wir, dass nach Zeiten der Prüfungen und Entbehrungen, trotz aller sinnfällig sich zeigenden Habsucht, Verrohung, Ruhmsucht, Flachheit und Uneinigkeit, da und dort — irgendwo — ein neuer, warmer Ton wie aus den Tiefen der Welt emporsteigt.

Oft ist ein Unterton, der früher überhört wurde, allmählich vernehmbar geworden; zuweilen war es der Anstrich zum Vollton, zum Vollton echten Menschentums, das krassen Eigennutz und geschmacklose Eitelkeit überwunden hat.

Vielleicht lässt auch das nächste Jahrzehnt ein neues Menschentum mit größerer Lebenstiefe und darum feinern, weil wahrern Lebensformen erstehen, denn trotz aller noch offensichtlichen Verleumdungskämpfe ist die Luft doch reiner geworden. Reiner, weil sich der farbig verlogene Kulturdunst zum großen Teil als sichtbarer Schmutz zu Boden gesetzt hat und weil da und dort Menschen zur Einsicht kommen, dass ein neues Leben jenseits der Schlagwörter politischer, kommerzieller, militärischer und literarischer Märkte emporquellen muss.

Es mag sich nach und nach eine ähnliche Erscheinung bemerkbar machen wie nach den Zermürbungen des dreißigjährigen Krieges, als die sogenannten „Stillen im Lande“ sich zusammen taten und, indem sie sich selbst verinnerlichten, auch unwillkürlich an der Vertiefung und Verfeinerung des Gesamtlebens mitschufen. Eine Erscheinung, die sich heutzutage mit gesunderer Innerlichkeit und unter naturhaftern Geistesformen entfalten könnte, als sie den dazumaligen als Pietisten verschimpften Leuten gegeben waren.

Ich meine nicht fehl zu gehen, wenn ich glaube, dass es vielen warmherzigen Menschen beim Lesen der Zeitungen manchmal zu Mute ist wie verirrten Kindern im Walde, wie Hänsel und Gretel als sie von der lieblosen Mutter und vom schwachen Vater ins Dickicht geführt wurden, als ihnen die Vögel die zur Fährte gestreuten Brotbrocken weggepickt hatten und sie zuletzt im Zuckerhaus eine Hexe fanden. Es ist zwar kühn, die verwirrte Gegenwart mit einem schlichten Volksmärchen in Beziehung zu bringen, aber im einfachsten Gewande enthält die Erzählung auch das, was wir in Zukunft brauchen: „Menschen, die die Heimat suchen!“

Die Heimat! Welch' alte Weisheit ist es, dass es eine äußere und eine innere Heimat gibt, und dass uns die äußere nicht viel nützt, wenn wir verlernt haben, bei uns selbst zu Hause zu sein. Ja, dass wir dann, umgekehrt, auch unserer geographischen Heimat nicht viel nützen, sondern durch Unrast höchstens Andern die Heimatfreude vergällen. Denn mit der Zunahme innerer Rastlosigkeit verschwindet auch jede feine, bodenwüchsige Geselligkeit, und selbst erfrischende Reisen und Weltwanderungen werden anstatt zu Lebensfreuden zu leeren Zerstreuungen, von denen man nichts ins eigene Nest zurückbringt.

Wer mir nun aber zutraut, dass ich den Weg zur innern Heimat auf Spuren engherziger Bekenntnisse suche, geht fehl, wie wohl ich jeden lebendig gebliebenen kindlichen Glauben besser vertragen kann als die gewöhnlichen Seichtheiten flachgewordenen Freisinns. — Nein — mein Pfad ist ein breiterer.

Es gibt ein gesundes menschliches Streben, welches trotz allem Fleiss und allem Sehnen nach guten Erfolgen den Zusammenhang mit dem innersten Kern der Persönlichkeit nicht verliert, oder — um ein anderes Bild zu brauchen — das sich aus einem festen Fundamente empor baut. Und es gibt einen Ehrgeiz in allen Gebieten, eine streberhaft entartete Eitelkeit, die sich in Virtuositäten und Begabtheiten ergeht und die Welt im bengalischen Lichte eines Zirkus dritten Ranges erblickt. Eines Zirkus, bei dem Applaus und Geld die Hauptsache ist. Traurige Kennzeichen innerer Heimatlosigkeit bietet auch das zur Volksseuche gewordene juristische Denken und das fortwährende krämerhafte Herumäugen. Ich denke dabei nicht an jene tüchtigen Kaufleute und Rechtskundigen, die jeder Staat braucht, sondern an jene menschenähnlichen Gebilde, die ihre Heimatlosigkeit und Hohlheit an allen Fäulnisträgen des Volkslebens zu sättigen streben.

Eine Demokratie, die an Gehalt und Form nicht verlottern will, bedarf dringend einer Aristokratie. Ja, einer Aristokratie! Einer sich selbst bewussten Aristokratie! Allerdings: einer Aristokratie des Menschentums und der Innerlichkeit mit ihrem alten „Noblesse oblige" in Lebensform und Inhalt, und dem Mut, auch bedrängte Posten ritterlich zu halten. Diese zu schaffen und zu erziehen ist vor allem die Aufgabe der Frauen. Sie sind von Natur und Zukunft zu Hüterinnen echten Menschentums erkoren. Zu Hüterinnen des gesunden Ebenmaßes, das sich von der wuchernden Begabung Mittelmässiger durch den Grad der Lebenstiefe un-

terscheidet. Wir bedürfen dringend einer Aristokratie, die anstatt einseitig Rechte und Interessen zu vertreten, vor allem fähig wäre, eine erlebte Weltanschauung zu gestalten und die daraus erwachsende Sitte und Form zu verteidigen. Einer Aristokratie mit gesunden, menschlichen Instinkten, die gerade darum instinktiv bei sich selbst zu Hause ist und über jenen Vollton des Menschentums verfügt, von dem ich im Anfang sprach. Jener Vollton, der weder deutsch, noch französisch, weder englisch noch russisch, sondern einfach menschlich ist.

Solches Menschentum erinnert zuweilen, — bildlich gesprochen — an derbes, nahrhaftes Bauernbrot, dann wieder an einen unversieglichen sprudelnden Quell. Oft an ein fernes, feines, blühendes Tal; zuweilen aber gleicht es einer Offenbarung der Weltenseele, einem Aufleuchten des Weltengrundes.

Ich weiss wohl, dass unzählige Geister im letzten Jahrzehnt das menschliche Selbst redlich gesucht haben und zwar vor allem mit Hilfe der wissenschaftlich zusammengefügten psychoanalytischen Laterne, mit der sie fein oder unfein ins Seelengehäuse hineingeleuchtet haben. Da mag sich vom rein menschlichen Interesse aus die Frage erheben, ob das wirkliche, tiefste Selbst in diesem scharfen Lichte gefunden werden kann, oder ob zuletzt doch nur ein Cadaver ausgeweidet wird, aus dem unter dem Seziermesser das „Eigentlichste" entschlüpft ist. Mir schien manche Deutung für den Zustand des Deuters bezeichnender als für den Gedeuteten. Anderseits kann ich mich aber der Wahrheit nicht verschließen, dass ein ehrlicher Mensch mit Hilfe ebenso ehrlicher und kluger Mitmenschen viel Geröll und Schutt, viel Verwachsungen und Verwucherungen — bildlich gesprochen — von seiner Seele fortzuräumen vermag. Ja, dass er auf diese Weise sein Selbst befreien und so gleichsam die Götter erlösen kann, die in ihm schlummern, ich meine die lebenschaffenden Kräfte. Ja, mir schien als Laie, dass ehrliche Wissenschaft darum so wertvoll sei, weil sie den Wahrheitssinn stärkt, ihn erzieht, und weil Wahrheitssinn der Weg zu den Toren unserer innersten Heimat ist. — Wer aber glaubt, dass sich die Tore dem blossen Verstande öffnen, irrt sich und verwechselt den Vorhof mit dem Allerheiligsten, dessen Schlüssel „*Erlebnis*" heißt.

Goethe sagt einmal: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschte erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Daran anknüpfend müssten wir Menschen eigentlich, um der Welt gerecht zu werden, zwei Tempel bauen, einen, um das Erforschte darin zu bewundern, und einen zweiten, der dem Unerforschlichen geweiht wäre. Würde man aber fragen, wo das Unerforschliche beginne, so müßte die Antwort lauten: „gleich in uns selbst" und somit würde unser Menschentum beiden Tempeln angehören.

Führt dies zu einem innern Zwiespalt? Nein! Denn das Erforschte, Bewusste ist ja nur ein Bestandteil, ein gleichsam erstarrter Umriss, eine bewunderungswürdige Versteinerung des dem Verstande nach ewig unerforschlichen, schöpferischen Lebens, an dem wir in erschlossenen Stunden nur durch das Erlebnis Teil haben. Des Lebens, in dem wir selbst leben, weben und sind, bis Fälschung, Unwahrheit, Verknöcherung, kurz Krankheit, uns seine Tore verschließen.

Anstatt Leben können wir auch „Gott" sagen. Gott, aus dessen Wärme immer von neuem seine Ursymbole Wahrheit und Schönheit emporquellen, und in dessen Tiefe sich echte Menschenweisheit und Dichtung die warmen gestaltenden Hände reichen.

Er ist die Heimat, in der unser Menschenselbst ruht, und so möchte ich den seltsamen Satz prägen, dass unser Allerpersönliches erst jenseits der Persönlichkeit beginnt.

Der Weg zur Heimat heißt Wahrheit, Hingabe und Rückkehr zu allem, was wir als schlicht menschlich und wahr empfinden. Es wird dann im Ausdruck, in der Form, von selbst seine eigene Feinheit und Schönheit suchen.

Zum Schlusse eine kurze Erzählung. Vor Jahren wurde eine überarbeitete, kluge Frau einer Irrenanstalt übergeben. Bis zu einem gewissen Grade schien sie dort zu genesen, aber zu vollkommener Gesundung kam es nicht. In der Hoffnung, dass ihr vielleicht das eigene Heim oder der anhängliche Freundeskreis dazu verhelfen könnte, wurde sie vom Arzte vorsichtig auf eine Spanne Zeit entlassen. Als aber eine alte Freundin mit den Worten: „Ich habe so Sehnsucht nach Ihnen gehabt," auf sie zutrat, antwortete die noch nicht Genesene: „Was wollen Sie, ich habe noch so Heimweh nach mir selbst."

Welch' tiefes Heimweh muss nach jahrelanger Heimatlosigkeit endlich die Menschheit nach sich selber haben!

AARAU GERTRUD HUNZIKER

□□□